



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 15

Sonnabend, den 14. August 1926.

Nr. 15

Kösliner Theater-Allerlei.

Gesammelt und mitgeteilt von Gustav Herrtwich, Köslin.

Marie Seebach in Köslin.

Vor mir liegt ein Zeitungsband der „K. Z.“ vom Jahre 1880, einem Jahr, das Köslin „überreich mit Kunstgenüssen bedachte“. Unter „ungeheurem Andrang des Publikums“ findet im Anfang des Jahres die Spielzeit des Direktors Hartmann, der die am Berliner damaligen Viktoriatheater gegebenen Ausstattungsposten „Reise um die Erde“, „Kinder des Kapitan Grant“, „Die sieben Raben“ in Köslin spielt, ihre Krönung mit einem — Gastspiel der Zuluaffern. Ja wohl, Zuluaffern! Eine Negertruppe von 7 Personen! (Sieber Kollege Haller in Berlin, der du neben „Welle 505“ und „Noch und noch“ und „An und aus“ auch die Schokolade Kidbis und andere Negertruppen den Berlinern servierst, du imponierst uns hier nicht. Wir wissen jetzt stolz mit Ben Affa: „Alles schon dagewesen.“) „Im Vertrauen“ auf den Kunstsinne der Kösliner“ beginnt Osiern Direktor Buggert eine Opern-Saison. „Troubadour“, „Martha“, „Glöckchen des Eremiten“ „Don Juan“ und „Zauberflöte“, „Fra Diavolo“ und Rossini's „Tell“ werden gegeben.

Im Oktober eröffnet der feste Direktor Ludwig Hansing nach einer kurzen Vorspielzeit in Belgard die „Spielsaison der Vereinigten Stadttheater Köslin-Stolp“ in Köslin in Pommern, allwo man am Ende der Hauptstraße „in toter Stille tiefer Mitternacht“ die brüllenden Meereswogen hört.

Hansing, ein Direktor mit Wagemut, zog große Gäste wie Heinrich Grans, den verdienstvollen Oberspielleiter der Weimarer Hofbühne, oder Barena, welcher eben nach 4-jähriger Tätigkeit als Direktor des Stettiner Stadttheaters sein Vermögen verloren hatte, nach Köslin. Zu den zugkräftigsten Gästen und berühmtesten Mauerneuern (,,... in unsern Mauern weilt seit gestern der berühmte ...“) der damaligen Zeit gehörte Frau

Marie Seebach,

Gattin des bekannten Wagnersängers Niemann, die ihr berühmtes „Gretchen“ selbst auf den kleinsten Bühnen strupellos spielte, und überall fanden sich Bewunderer genug, die es der fast Fünfzigjährigen „glaubten“. Auch die Skeptiker saßen im Auditorium, schon aus Neugierde. Sie machte durchweg gute Geschäfte, ließ sich die Einnahmen garantieren und war vorsichtig genug, bei unsicheren Truppen kurz vor Beginn der Vorstellungen Abrechnung und Geld zu verlangen — eher spielte sie nicht. Aber von dem Gelde konnte sie sich schwer trennen. Unzählige Anekdoten über ihren Geiz werden erzählt, und die Theater-Bediensteten wußten ein Lied davon zu singen, wie spärlich die Trinkgelder flossen.

In Köslin gab ihr eine resolute Korbträgerin, die an 8 Abenden den durchaus nicht leichten Garderobentorb der großen Tragödin nach dem Theater und wieder zurück in die Wohnung getragen hatte, die erhaltenen Reichsmark mit den Worten zurück: „Sparens dat man ool.“ Hätten ihre

damaligen Berufsgenossen, berühmte und unberühmte, ahnen können, welcher herrlichen Gebrauch sie demaleinst von einem großen Teil ihres Vermögens machen würde, wieviele Anekdoten und Spottereien, ihren Geiz betreffend, wären unterblieben. Die Pensionäre der Marie Seebach-Stiftung in Weimar werden ihr Andenken segnen.

Im November 1880 gehörte das Gastspiel der Marie Seebach in Köslin „zu den Ereignissen, von denen die Lokalpresse Notiz zu nehmen sich verpflichtet fühlt“. Als erstes Gastspiel ist für den 15. November „Maria Stuart“ angezeigt, aber die Besucher des schon tagelang vorher ausverkauften Theaters werden schwer enttäuscht. Eine Depesche: „Courierzug fort! Komme erst heute abend — Seebach“, an der Kasse angeschlagen, ist alles, was sie von der berühmten Tragödin zu hören und sehen bekommen.

Am darauffolgenden Abend glänzte sie als „Maria Stuart“. In der Szene im V. Akt (sie bildete in Köslin den Schluß), in der sie Abschied nimmt von ihren Getreuen, das Abendmahl empfängt und dann verkündet das Kreuzigt emporkaltend, dem Ausgang zuschreitet, packte einen besonders gefühlvoll veranlagten Soldaten, der als „Wache“ statierte, die Kührung.

„Gottverdammi“ schluchzte er — (laut genug, um von allen gehört zu werden) und trocknete sich die Augen in Ermangelung eines Taschentuches mit dem Schitzärmel seines Waffenrockes.

Ihr zweites Kösliner Gastspiel in „Bezaehrte Wäderspennstige“ findet geteilte Aufnahme. Die beiden Kösliner Zeitungen, die „K. Z.“ und der „Generalanzeiger“, können sich auf ihre Auffassung nicht einigen.

Der dritte Abend bringt Halens „Griseidis“. Welch ehrliche Begeisterung damals. Wie man sie immer und immer wieder hervorjubele, mit Blumen und Kränzen förmlich überschüttete. Viele Plätze im Theater sind „doppelt verkauft“ und der Theaterkarten-Vorverkauf (Kaufmann Below) sieht sich zu nachstehender öffentlicher Bekanntmachung genötigt.

Warnung!

Es wird das Gerücht verbreitet, als habe ich am Theater-Abend der Griseidis-Aufführung doppelte Billetts ausgegeben. Dies ist Verleumdung. Es sind Billett-Unterschleifen von Zeuten aus dem Publikum vorgefallen, wie ich durch mein Billett-Buch und durch Herrn Direktor Hansing beweisen kann. „Interessenten siehe ich mit Namen zu Diensten.“ Ich warne aber davor, mich zu verunglimpfen, da ich sonst gerichtlich einschreite.

Below.

Die Abschiedsrolle der Marie Seebach war natürlich das Gretchen. Davon erzählte Oskar Wagner, Spielleiter der Hansingschen Truppe (— damals wohnhaft beim Bäckermeister Wragke) aus eigenem Erlebnis:

„Mein Direktor hatte mir nächst der Rolle des Mephisto auch die Inszenierung des Faust übertragen.“

„Aber Herr Direktor“, wagte ich zu bemerken, „wir haben doch nur drei geflickte, wenig kunstvoll gemalte Dekorationen —?“

„Was denn“ schrie er, „Sie haben 'n Kerker, ne freie Gegend und een Bauernzimmer! Woll'n Sie noch mehr? Der Kerker ist erschtens: Faustens Studierzimmer, zweitens Auerbachs Keller, drittens: die Hengstliche, viertens: der Dom — und endlich der Kerker! Die freie Gegend ist für alle Szenen, die im Freien spielen, und das Bauernzimmer ist Gretens und Marthas Stube. Menschenkind, Sie müssen sich zu helfen wissen. Nur daß Sie mir den Faust gehörig zusammenstreichen. Die Leute wollen bei uns nicht den Faust sehen, sondern die Seebach als Trete, wonach zu richten!“

„Aber erlauben Sie, Herr Direktor ...“

„Sch! ... ach wat ... — ich erlaube Ihnen janisch!“ unterbrach er mich heftig.

„Sie haben den klassischen Himmel, der is aber bei mir nicht anjebracht, bei mir nicht ...“ Herr!

Damit ließ er mich stehen. Tags darauf begannen die Proben. Der Darsteller des Faust, ein geborener Köslner, alt, gedächtnisschwach, sprach Dialekt, machte lange Kunstpausen und war auf jedes Wort wie verjesen.

„Dat's Jöthe“, fauchte er, „Striche könn'n mei vor Gott nicht verantworde — ich bringe Alles!“

Er brachte auch Alles, aber viel Den alten Faust glaubte man ihm zuversichtlich, solange er — schwieg, — aber seine Verjüngung war unmöglich.

Vor der Arrangeurprobe hatte ich mit Marie Seebach noch eine kurze Unterredung in ihrer Wohnung. Sie wohnte in einer Winkelgasse in einem höchst einfach möblierten Zimmer mit Kabinett „weil das Hotelleben nachgerade zu teuer wird.“

„Haben Sie einen passablen Faust?“ fragte sie mich.

„Oh ... leidlich, ... leidlich, gnädige Frau!“

„Wohl noch Anfänger, wie?“

„Schon mehr Aufhörer“, gab ich unbedacht zurück, bereute jedoch schnell genug diese Aeußerung und fügte entschuldigend hinzu: „Ich will nur damit sagen ... er ist ein alter routinierter Schauspieler. Abblendend zog ich schnell das Soufflierbuch aus der Tasche und zeigte ihr die Striche. Sie gab es mir zurück mit dem Bemerkten: „Den Anfang lassen wir weg, wir beginnen gleich mit der Szene in welcher ich auftrete.“

„Beste, gnädige Frau — —“

„Das wäre nicht das erste Mal“, unterbrach sie mich.

„Unmöglich, gnädige Frau — hier geht es nicht“, rief ich bestürzt, „wir kommen ja in den „Kladderadatsch“ und schnellstens empfehle ich mich mit den gestammelten Worten: „Verzeihung ... meine Kollegen warten ... die Probe ...“ und einer tiefen Verbeugung.“

Der Aufführungsabend (21. Nov. 1880)! — Die Vorstellung begann mit Faustens Monolog. Das Publikum wurde bald unruhig, und ich schwigte als Mephistopheles vor Angst, als sähe ich leibhaftig in der Hölle. Die Klänge eines Harmoniums hinter der Szene, der Chorgesang, sowie

die geschickte Handhabung einer riesigen Käseglode durch den Inspezenten verfehlten ihre Wirkung nicht. Faust schrie dazwischen wie ein Zahnbrecher und verzerrte brüllend zum Schluß:

„Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!“
„Schade“, rief ein in den ersten Reihen sitzender Pommern mit der ihm eigenen verblüffenden Gradheit.

Nach der Hergentliche war Pause. Faust verzögerte sich in der Garderobe. Die Seebach wollte ihn vorher sehen, aber er zeigte sich erst in voller Glorie, als der Vorhang aufging.

Gretchen erschien . . . donnernder Applaus. Von der andern Seite hüpfte Faust in jugendlichem Ungestüm herbei, verneigte sich leicht gegen das Publikum, in dem Köhlerglauben, der Beifall desselben gelte seiner Verjüngung, und sagte im Tonfall eines Pöffen Bonvivants:

„Mein schönes Fräulein, dürst ich wagen, Ihnen mein Geleite anzutragen?“

Lachen im Publikum. Eine Stimme rief: Meinen Arm und Geleit . . . Rolle lernen!“

„St Ruhe — ist!“

Marie Seebach bewahrte mit vieler Mühe ihre Fassung, dann perlte es unnachahmlich von ihren Lippen:

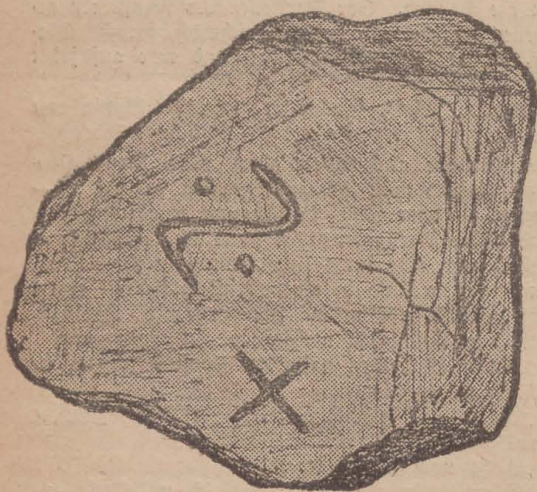
„Bin weder Fräulein, weder schön, Kann ungeleitet nach Hause gehn.“

Das Publikum sah nur sie — vergaß das Alter — vergaß alle Lächerlichkeiten ihrer Umgebung und neigte sich vor der wahren Kunst.

Der vergessene Stein im Hammerwald.

Von Junglehrer E. Schmidt-Köslin.

Vor einiger Zeit erschien an dieser Stelle ein Artikel über einen vergessenen Stein im Hammerwald. Da der Stein in dem Artikel ausführlich beschrieben wurde, erübrigt sich eine zweite Beschreibung. Abbildung 1 zeigt den Stein, um den Leser bei den zusammenfassenden Erörterungen am



Schlusse meines Artikels eine Anschauung zu bieten.

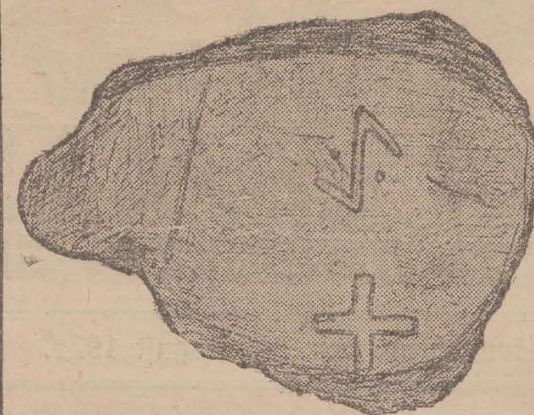
Es ist übrigens nicht leicht, den Stein zu finden. Deshalb erwähne ich zur besseren Orientierung, daß der Stein auf der Südgrenze des Jagen 18 in unmittelbarer Nähe eines kleinen Moores liegt. Die Grenze geht mitten durch das Moor hindurch und ist durch gespaltene Kiefernrollen, die in kurzen Abständen gelegt worden sind, leicht erkennbar.

Sämtlichen Ortsangaben meines Artikels liegt die Gollentarte des Gollentvereins mit Nachtrag vom Jahre 1909 zu Grunde.

Es ist mir nun gelungen, noch zwei Steine dieser Art aufzufinden.

Zum zweiten Stein gelangt man am besten von Büptow aus. Man folgt von dort aus dem Wege nach Maslow (Fernsprechkleitung) vorläufig bis zum Kreuzweg, vergewissert sich (Beweißer), und setzt den Weg (Fernsprechkleitung) über die Dichtung bis zum Hochwald fort. Dort biegt man rechts ab und erblickt bald den in Abbildung 2 dargestellten zweiten Stein.

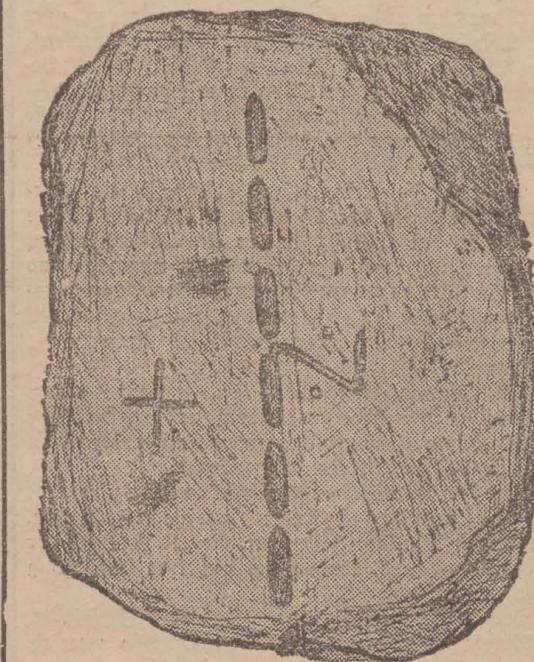
Dieser Stein ist bedeutend kleiner. Er nimmt an Raum nur etwa die Hälfte des ersten Steines



ein. Der Stein zeigt auch beide Zeichen, Kreuz und Rune. Die Stärke des Kreuzes bleibt hinter der der Rune bedeutend zurück. Ebenfalls nimmt die Rune den weit größeren Platz ein. Während das Kreuz gute Linienführung aufweist, läßt die Ausführung der Rune sehr zu wünschen übrig. Die Rune gleicht hier wirklich einem Kesselhafen.

Blickt der Besucher in die Umgebung des Steines, so wird ihm auch hier die Nähe eines kleinen Moores auffallen.

Sat man nun den zweiten Stein genug betrachtet, so wird wohl niemand darauf verzichten, auch den in der Nähe liegenden dritten Stein aufzusuchen.



Um dorthin zu gelangen, setzt man den bereits eingeschlagenen Weg am Rande des Hochwaldes fort und gelangt nach ungefähr 5 Minuten zu dem in Abbildung 3 ersichtlichen dritten Stein. Man kann auch, um den durch hohen Ginsten hinderlichen Weg zu vermeiden, vom zweiten Stein bis zum Kreuzweg zurückgehen und dort den Weg nach Ederndaus beschreiten, muß aber bei der nächsten Abzweigung auf dem linken Wege bleiben. Am Hochwalde angekommen, biegt man links ab und erreicht nach 30 Schritten den dritten Stein.

Der dritte Stein erreicht wieder die Größe des ersten Steines. Er trägt, wie die beiden anderen Steine, auch Kreuz und Rune. Wenn die Zeichen auch ziemlich schwach sind, so sind sie aber noch deutlich erkennbar. Die Eigentümlichkeit dieses Steines besteht in einer tief und breit ausgehauenen, fünfmal unterbrochenen Furche, die in Nord-Südrichtung quer über den Stein läuft.

Auch der dritte Stein liegt in unmittelbarer Nähe eines Moores. Man könnte hier beinahe sagen: er liegt im Moor.

Ich habe die nähere und weitere Umgebung der Steine nach weiteren Exemplaren durchsucht. Es

ist mir bis jetzt noch nicht möglich gewesen, einen weiteren Stein zu entdecken.

Um nun zu einem vorläufigen Abschluß zu gelangen, habe ich folgende Feststellungen gemacht:

Sämtliche Steine sind Findlinge aus Granit. Es steht wohl sicher fest, daß alle drei Steine zu ungefähr gleicher Zeit bearbeitet worden sind und ihrer Bestimmung übergeben wurden. Wenn die Steine von einer Person in Arbeit genommen wären, so muß doch schließlich etwas Ähnlichkeit in den Zeichen aufzuweisen sein. Dies ist aber nicht der Fall. Das Kreuz des ersten Steines ist breit und wichtig ausgehauen worden. Das Kreuz des zweiten und dritten Steines ist schmal und kaum noch sichtbar. Ähnliches weisen auch die Runen auf. Von den Zeichen des ersten Steines kann man annehmen, daß sie von einer Hand gearbeitet wurden. Beide Zeichen zeigen geschickte Ausführung. Die Rune des zweiten Steines hat keine Ähnlichkeit mit der des ersten Steines. Sie gleicht eher einem Kesselhafen. Die derbe und ungeschickte Ausführung stimmt auch nicht mit dem feinen und zierlichen Kreuz überein. Eher können das Kreuz des zweiten Steines und die Zeichen des dritten Steines von einer Hand stammen.

Daß die Steine schon einige Jahrhunderte ihre Zeichen tragen, ist aus dem Vorhandensein des Kreuzes zu entnehmen. Es sind Grenzsteine, die Kirchen- bzw. Klosterbesitz (+) von städtischem (x) Besitz geschieden haben. In dieser Angelegenheit kommt auch nur das Kloster Seebuckow in Frage, das ja in Kösliner Nähe größere Waldgebiete besaß. Sollte es da nicht möglich sein, daß die Zeichen von Mönchen des Klosters Seebuckow stammen? Wer interessierte sich denn mehr als die Herren Mönche, wenn es galt, Klosterbesitz festzulegen. Auch die Arbeit der Kreuze läßt darauf schließen. Sie sind alle gut gearbeitet, während das Kösliner Hoheitszeichen zu wünschen übrig läßt.

Daß es sich um Grenzsteine handelt, ist auch daraus ersichtlich, daß alle drei Steine noch heute auf einer in der Karte verzeichneten Grenze liegen, von der ich annehme, daß sie noch heute die Grenze des Kösliner Forstbesitzes bildet.

Warum liegen aber die Steine ausgerechnet in der Nähe von Wasser? Entweder ist dies nur reiner Zufall oder aber Wasser war notwendig, um die jedenfalls nicht sehr dauerhaften Werkzeuge kühlen zu können. Es wird ja heute noch bei Steinarbeiten Wasser gebraucht. Sollte das auch nicht schon damals der Fall gewesen sein?

Es werden wahrscheinlich noch mehr Steine dieser Bestimmung gedient haben. Im Laufe der Zeit sind die Steine in ihrer Bedeutung der Vergessenheit anheimgefallen. Es wird dieser und jener Stein zertrümmert und andern nützlichen Dingen zugeführt worden sein.

Daß die Steine der Vergessenheit anheimfielen, beweist auch deutlich der dritte Stein. Trotzdem zwischen Kreuz und Rune genug Platz vorhanden war, um die Furche hindurchzuführen, hat der Verfälscher die Zeichen nicht beachtet. Durch einen Abschnitt der Furche wird nämlich ein Abschnitt der Rune vollständig verdeckt. Die Furche ist jedenfalls erst in viel späterer Zeit in den Stein gehauen worden. Was die Furche nun bedeuten soll bleibt unklar. Sie kann die Nord-Südrichtung angeben. Wahrscheinlich aber wird hier die Grenze nach Norden oder Süden weitergegangen sein.

Meiner Meinung nach wäre es ratsam, wenn die Steine unter Schutz gestellt würden. Sie besitzen zu großen historischen Wert, um eines Tages als Schotter zum Straßenbau Verwendung zu finden.

Vaterländische Gesinnung der Stolper Bürger.

Von Rektor A. Strukat-M.-Friedland.

Die pommerschen Herzöge waren einmal in großer Geldverlegenheit und mußten von dem Hochmeister von Preußen eine größere Summe leihen. Dafür ließ sich der Orden die Stadt Stolp als Pfand geben mit der Bedingung, daß sie auf ewig verfallen sein sollte, wenn sie nicht nach einem Jahr eingelöst sein sollte. Der Termin kam heran; die Herzöge konnten nicht bezahlen, und der Hochmeister

freute sich schon auf den neuen Besitz. Die Stolper aber, welche das ganze Jahr viel unter dem Uebermut der Kreuzritter zu leiden hatten, sahen mit Schrecken dem drohenden Schicksal entgegen. Sie beschloßen, ihr Hab und Gut daran zu wenden, um der Kreuzritterherrschaft zu entgehen und pommerisch zu bleiben.

Freudig brachten sie alles Bargeld und Silber zusammen, und als sie damit die Summe noch nicht erschwingen konnten, legten zuletzt die Frauen und Jungfrauen ihren Schmuck dazu. Alles wurde zu Geld gemacht, und die Stadt war froh darüber, daß sie sich selbst einlösen konnte, denn sie wollte lieber arm werden als unter fremde Herrschaft geraten.

Die Madie, ihr Name und ihre Sagen.

Von Professor D. Knoop.

(Fortsetzung.)

Diese Sagen sind in Deutschland überall in den mannigfachen Ausführungen vorhanden, und auch in Pommern sind sie, wie die Jahnsche Sagenammlung und die Haasschen Wassersagen zeigen, außerordentlich zahlreich. Von der Madie wird auch sonst erzählt, daß sie ein Opfer fordere. Als vor etwa 100 Jahren zwei Fischer auf dem See verunglückten und ertranken, da hieß es gleich, der Wassergeist habe sein Opfer gefordert. Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß wir in diesen Erzählungen einen Ueberrest uralten deutschen Volksglaubens vor uns haben; sie sind ein deutlicher Beweis für die ehemalige Heiligkeit der Gewässer und die damit verbundenen Opfer, die an ihnen stattfanden, bei den alten Deutschen. Aus der Allgemeinheit der Sage läßt sich dann natürlich ohne weiteres auf die Allgemeinheit des Glaubens schließen, und wenn in stets deutsch gebliebenem Lande, wie in Westfalen, Hessen, Schwaben, eine solche Sage an einer besonders auffälligen oder durch Natur und Lage ausgezeichneten Stelle fest lokalisiert erscheint, so werden wir gewiß sagen dürfen, daß dort eine Wasserkultstätte der heidnischen Germanen gewesen sei. Solche Kultstätten aus heidnischer Zeit lassen sich in Deutschland mehrfach nachweisen. Aber beweist die Sage das auch für Pommern? Haas sagt in seinen Wassersagen: „Es gibt zahlreiche Gewässer in Pommern, die nach der Sage alljährlich ein Menschenleben als Opfer verlangen, ein deutlicher Beweis für ihre ehemalige Heiligkeit.“ In dieser Weise ausgedrückt, halte ich das für unrichtig. Pommern ist altes deutsches Kolonisationsgebiet. Unsere Vorfahren sind vor und seit Jahrhunderten aus allen möglichen Gauen Deutschlands nach Pommern geströmt, das seit der Zeit der Völkerwanderung von dem slawischen Stamm der Wenden besetzt worden war. Die deutschen Ansiedler, die sich ursprünglich von ihren wendischen Nachbarn so weit fernhielten, daß diese sich gezwungen sahen, sich in besondere Ortschaften oder Stadtteile zurückzuziehen, brachten ihre alten Sagen, Erzählungen, Lie-

der und Sprüche aus der alten in die neue Heimat mit, verbreiteten sie hier weiter und fiedelten sie an geeignet erscheinenden Verticlichkeiten an, so daß wir dieselbe deutsche Sage an den verschiedensten Orten Pommerns wiederfinden. Die pommerische Sage ist nicht autochthon, ist nicht wie die westfälische, hessische, bayerische auf einem immer germanisch gewesenen Boden entsprossen und groß geworden, sie ist erst hierher verpflanzt worden und hat sich dann allerdings hier heimisch gemacht. Betrachten wir unsere pommerische Sage auf ihren Ursprung hin, so werden wir finden, daß wir überall in Pommern rein deutsches Sagenut vor uns haben: den Wilden Jäger, Riesen und Zwerge, Hausgeister und Kobolde, Wassergeister, verwünschte Jungfrauen, Glodenjagen; sie waren bei den Slawen entweder garnicht oder in ganz anderer Weise vorhanden. Ueberreste slawischer Sagen in Vor- und Mittelpommern sind nicht da oder lassen sich in keiner Weise feststellen, auch nicht da, wo beide Volksstämme dieselben religiösen Vorstellungen aufzuweisen haben, also auf dem Gebiet des Seelenglaubens, in den Gespenster- und Spukgeschichten, dem Glauben an Mahr, Benzjr, dann vielleicht auch in dem Glauben an die Naturgeister, an Feld- und Waldgeister, die bei beiden Stämmen vielfach als Teufel erscheinen. Und nicht unmöglich wäre es, daß in dem Gespensterschimmel, der sich gerade auch im Saagiger Kreise häufiger findet, eine Erinnerung an das heilige weiße Pferd des wendischen Gottes Swantewit vorliegt. Notwendig anzunehmen ist es nicht. Auch in dem östlichen Teile Hinterpommerns, den Kreisen Stolz und Lauenburg, ist die Volkslage deutsch, nicht kaschubisch, wie der Professor Tegner aus Sachsen annimmt, der meine deutschen Volksagen aus dem östlichen Hinterpommern größtenteils als kaschubisch in Anspruch nimmt. Auch was die Panlawisten Hilferding und Cejnowo in einst kaschubischen Dörfern zusammengetragen haben, ist, wie sich durch Vergleichung leicht feststellen läßt, deutsches Eigentum, und wenn Prof.

Tegner behauptet, er habe Kaschuben (?) gefunden, die wohl an 20 Sagen hintereinander erzählen konnten, so sind das eben Spuk-, Gespenster- und Teufelsgeschichten gewesen. Wie mein hinterpommersches Sagenbuch, wie dann meine kürzlich erschienenen Sagen aus dem Kreise Stolz und Lauenburg zeigen, sind die wirklichen Sagen gut deutsch; sie sind auch hier von den Deutschen mitgebracht und allenthalben bei der früher viel stärker ausgeprägten Lust zu fabulieren angeheftet worden. Wer hier z. B. von der Nixe im Supowstrom sagen wollte, sie weise auf eine besondere Heiligkeit des Gewässers in früherer Zeit hin und es sei dort eine Kultstätte für die Wassergottheit der heidnischen Kaschuben gewesen, der würde sich sehr irren. Der angeführte Haassche Sag bezw. die Ausführungen von Prof. Haas, die sich in dieser Beziehung in dem Buche finden, sind so nicht richtig; es kann nur heißen: diese Sagen sind ein Beweis dafür, daß die deutschen Ansiedler noch vollständig unter dem Banne altgermanischen heidnischen Wasserglaubens standen, diese in der neuen Heimat erzählten und verbreiteten, ihre alten Wassersagen an geeigneten Stellen ansiedelten und auch in dieser Beziehung Pommern ein deutsches Aussehen gaben. Daß solche Stellen zum Teil auch die waren, denen die Wenden eine besondere Verehrung erwiesen, ist wohl anzunehmen, aber durch das Vorhandensein der Sage an sich nicht zu erweisen. Wenn also von der Jhna oder von der Madie verschiedentlich erzählt wird, daß sie ein Opfer fordern, so beweist das nicht, daß diese Gewässer den Wenden als besonders heilig gegolten haben oder daß wir hier besondere Kultstätten für wendische Wassergottheiten zu finden haben. Und für vorwendische, also altgermanische erst recht nicht. Sage und Namensdeutung allein sind nicht imstande, Altgermanisches aus vorwendischer Zeit in Pommern nachzuweisen.

(Schluß folgt.)

Zwei Monarchenbesuche in Köslin.

Nach zeitgenössischen Berichten.

Von Erika Klawonn-Köslin.

Am 24. September 1786 herrscht in der königlichen Immediat- und Residenzstadt Köslin schon am frühen Morgen ein emsiges Leben und Treiben. Girlanden und Blumen schmücken Straßen und Häuser; Fahnen flattern lustig im frischen Septemberwind. Schon seit Mittag steht eine unruhig wartende Menschenmenge vor dem neuen Tore. Eine seltene Spannung ist auf den Gesichtern zu lesen. Endlich wallt eine Staubwolke auf; die Unruhe steigert sich. Die Staubwolke kommt schnell näher; bald erkennt man acht Postillone, denen eine Reihe

Kleine Mitteilungen.

Die Gewerbeabzeichen der Handwerker

waren früher viel mehr im Gebrauch, wie heutigen Tages; mit wenigen Ausnahmen sieht man heute nur noch die blankgeputzten Messingbecken der Haarformer, das Hufeisen beim Schmied, den riesengroßen Schlüssel am kunstvollen Arm beim Schlosser, die Gießkanne beim Klempner, den Stiefel beim Schuhmacher, die Uhr beim Uhrmacher; fast alle anderen Abzeichen des Gewerbes sind verschwunden.

Wenn man dagegen auf einem alten Stadtebild eine Straße entlang sieht, so erkennt man, vor den Häusern hängend, noch eine Menge von Abzeichen, die heute nicht mehr existieren. Unsere moderne Zeit prahlt mit dem Namen des Geschäftsinhabers oder Handwerkers in möglichst auffällender Schrift. Früher war das anders, da zeigte, wie zum Teil auch heute noch, der Apotheker seinen Adler, seinen Mohren, der Bäcker seine Brekel, der Böttcher sein Fäßchen, der Buchbinder sein Kontobuch, der Buchsemmacher seine Armbrust oder seine Plinte, der Bürstenmacher seine Bürste, der Drechsler eine große Regelfugel, der Fleischer hängte einen Stuhl, mit weißer Schürze bedeckt, an seine Ladentür, ein Zeichen, daß es bei ihm frische Wurst und Wurstsuppe gab (noch heute in Berlin), der Fuhrherr zeigte ebenso wie der Wagenbauer eine Karosse, der Gla-

ser ein kunstvoll ausgeführtes Glaschild, der Goldschmied einen vergoldeten Ring, der Steinmetz ein Kreuz, der Handschuhmacher einen Handschuh von ungeheurer Größe, der Huthändler einen riesengroßen Zylinderhut oder Dreispiz, der Kolonialwarenhändler einen Zuderhut, der Korbmacher einen Korb, der Kupferschmied einen Kupfertessel, der Kürschner ein blechernes Fell, der Maler ein buntgemaltes Wappen, der Pantoffelmacher einen Holzpantoffel, der Pferdehändler ein paar mutige Blechpferde, der Tischler einen Kindersarg, der Sattler eine Attrappe, einen Reitsattel mit herabhängenden Steigbügeln darstellend, der Schirmmacher einen aufgespannten Regenschirm, der Schneider ein Bügelleisen, der Seiler einen Ring Lawwerk, der Stellmacher ein Wagenrad, der Tapezierer einen gepolsterten Divan, der Töpfer einen Sag Blumentöpfe, der Zigarrenhändler eine anscheinend brennende Niesenzigarre oder einen rauchenden Mohren. Ebenso zeigten die Gasthäuser in der Regel Gegenstände, die ihrer Benennung entsprachen, wie Bär, Adler, Ägel, Schulterblatt (noch heute in Jericho das Knochengerißt eines Schulterblattes eines vor vielen, langen Jahren daselbst erlegten Elches), Posthorn, Krone, Schiffe, Traube, wilden Mann, Schwan, Mond, Halbmond, Sonne, Stern, schwarzes oder weißes Roß, Ring, grünen Baum, Jäger, Linde, Hirsch, Ochsen, Lanne, Eiche, Merkur, Rautekranz, Fürst, Blücher, Storch, Rose, drei Berge,

drei Raben, Engel, Anker, Fisch, Lamm, Germania, Schützen und viele andere Zeichen. In Weingegenden steckt der Weinbauer aus dem Dachfenster seines Hauses eine lange Stange mit einem Kranz heraus, für den Kenner das Zeichen, daß dort Most (ungegohrener Jungwein) verschont wird.

Besonders die einsam an der Landstraße gelegenen Gasthäuser fielen durch große, buntbemalte Schilder auf, durch welche sie die Fuhrleute anzulocken suchten. Meistens stellte so ein Schild einen Lastwagen, ähnlich wie die schlesischen, grün überdachten Leinwandwagen dar, mit vier unbändigen Pferden bespannt, darunter stand dann ein Spruch, der die Vorzüge des Gasthauses besonders hervorhob und die Fuhrleute einlud, einzutreten.

Ähnlich, wie die privilegierten Apotheker einen preussischen Adler über ihrer Eingangstür führten, hatten zur Zeit Friedrichs des Großen auch 27 Berliner Kaufleute als königlich-preussische privilegierte Butterhändler das Recht, als Symbol dieser Bevorzugung ein besonderes Gewerbeabzeichen zu führen, es waren zwei vergoldete Ägel mit dem preussischen Königsadler darüber.

In den Städten, besonders in den Großstädten, sind diese ehrwürdigen Abzeichen des hiederen Handwerks fast ganz verschwunden. Nur in kleinen, abseits des Eisenbahnverkehrs gelegenen Landstädtchen und Dörfern findet man hier und dort noch jene Zeichen aus der guten, alten Zeit.

von Staatskarossen, Bekswagen und Reitern folgen. Gleich sind sie am Tore. Da setzen die Postillone ihre Hörner an den Mund und schmettern eine fröhliche Melodie in den sonnigen Herbsttag. Unter dem Klang der Hörner und Hochrufen der begeisterten Menge hält König Friedrich Wilhelm II., der Neffe des alten Fritz, dem Pommern so viel zu verdanken hat, seinen Einzug in die Stadt.

Der König grüßt leutselig nach beiden Seiten und steigt alsdann in dem Logis bei dem Kaufmann Zettwach am Markte ab. Die Offiziere des in der Stadt liegenden Regiments und der Magistrat sind bereits versammelt. Nach kurzer Unterhaltung zieht sich der König zurück. Er läßt dann den Chef und Kommandeur des Regiments vor und „bestätigt das bei demselben vorgeschlagene Avancement“. Die Deputierten der Kaufleute und Bürgerschaft aus Kolberg tragen Sr. Majestät ihr Anliegen wegen des dortigen Hafens vor. Als sie nach einiger Zeit wieder erscheinen, sieht man an ihren frohen Mienen, daß die Audienz zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen ist. Auch mit einig n anderen Personen, die bescheidene Bitten wagen, unterhält sich der König leutselig und gültig. Die in den Vorräumen Versammelten loben ihren neuen Herrscher und bekennen sich mit Herz und Hand treu zu ihm.

Am Abend erstarrt die Stadt in hellem Lichterglanz. Das Eisengitter um die Statue Friedrich Wilhelms I., des Wiederverbauers Köslins nach dem furchtbaren Brande um 1718, auf dem Marktplatz ist mit hunderten von gefärbten Lampen behangen, die ein buntes Bild auf das holprige Pflaster werfen. Neben der Statue ist eine Pyramide angebracht; in der Mitte ist die Silhouette Sr. Majestät mit der Beschriftung: Majorum aemulus zu sehen; oben schwebt der friderizianische, ruhmreiche schwarze Adler mit ausgebreiteten Flügeln und vorgebeugtem Schnabel, in dem er einen Lorbeerkranz mit dem geschlungenen königlichen Namenszug hält. — Jung und alt strömt dem Marktplatz zu, und die Begeisterung für den König bricht sich Bahn in Liedern und Hochrufen, bis der Monarch sich noch einmal am Fenster der ihm zuzuschauenden Menge gezeigt hat. — Am 25. morgens 4 Uhr, erfolgt die Abreise. Der König sagt den vor seinem Logis versammelten Herren vom Militär- und Zivilstande ein gnädiges „Leben Sie wohl“ und setzt dann unter wiederholtem Zuruf und Begehoh die Reise fort.

Selbstgefällig schließt der Kösliner Chronist den Bericht über den Besuch: „Die alte Bischofsstadt Köslin kann stolz darauf sein, in Pommern zuerst einen König in ihren Mauern bewirtet und beherbergt zu haben.“

Zwölf Jahre später. Die Stadt Köslin steht abermals im festlichsten Schmucke in Erwartung des neuen Königs Friedrich Wilhelms III. und seiner holdseligen Gemahlin Luise. Am 28. Mai 1798 nachmittag trifft zuerst die Königin ein. Von dem neuen Tore bis zum Absteigequartier am Markt steht die Bürgerschaft in zwei Reihen aufgestellt. Dreißig uniformierte junge Bürger halten die Ehrenwache, und ebenso viele weißgekleidete und mit Blumenkränzen geschmückte Jungfrauen bestreuen, als die Königin den Wagen verläßt, den Weg mit Blumen. Mit einem huldreichen Lächeln und wiederholten „ich danke, Kinderchens“ schreitet die jugendliche Königin durch die ihr jubelnde Volksmenge. In dem mit Blumen geschmückten Logis ist das von Superintendent Haken verfaßte Gedicht:

„Willkommen ruft in seiner frohen Mitte
O Königin! ein treues Volk Dir zu...“
niedergelegt, über das die Königin rührende Freude zeigt.

Nach einer kleinen Ruhepause von der anstrengenden Reise läßt die Königin einige Personen, die um Zutritt baten, vor und zeigt sich alsdann der begeisterten Bürgerschaft. Da bemerkt sie zwischen den Ständen einige in ihre eigentümliche Tracht gekleidete Bäuerinnen aus Jamund, die sofort ihr ganzes Interesse erwecken. Auf ihren Wunsch kommen diese zu ihr; sie unterhält sich mit ihnen leutselig und freundlich. Sie erfährt in dieser Unterhaltung auch von dem seit vielen, vielen Jahren in Jamund üblichen Brautstaat und wünscht, eine junge Jamunderin in dieser Tracht zu sehen. Das Mädchen stellt sich am nächsten Morgen früh um 6 Uhr

vor der Abreise der Königin vor. Der feine schwarze Anzug nach herkömmlichem Schnitt, der mit Silber- und Goldtreffen reich besetzte Leibgürtel, das schimmernde Halsband, der sehr feine leinene bis zum Kinn aufwärtstrebende Falkenträger, der kurze Tuchmantel um die Schultern verleihen der jungen, frischen Bäuerin ein wunderbares Aussehen. Doch besondere Aufmerksamkeit widmet die Königin dem Hauptschmuck, dem sogenannten Peil, einer seltsam geformten, mit vielen silbernen Glittern und sonstigen Zieraten prangenden hohen Brautkrone, und sie spricht den Wunsch aus, daß diese Tracht noch viele Jahrzehnte bestehen bleiben möge. (Leider ist diese schöne bunte Tracht im Anfang unseres Jahrhunderts außer Gebrauch gekommen. Der letzte im Gebrauch befindlich gewesene Peil ist in der Jamunder Kirche zwischen den Kronleuchtern aufgehängt worden.) Nach längerer freundlicher Unterhaltung verabschiedet die Königin das Mädchen und bald verläßt sie selbst unter erneutem frohen Zuruf der Bevölkerung die Stadt.

Am Abend desselben Tages wird unter vielen Ehrenbezeugungen der sehnsuchtsvoll erwartete König von der freudigen Bürgerschaft empfangen. Er läßt zuerst den Magistrat vor und erkundigt sich „mit einzig herablassender Milde“ nach dem Nahrungsstand der Einwohner. Nach der unter anregenden Gesprächen verlaufenen Mahlzeit besichtigt er die Statue Friedrich Wilhelms I. und läßt sich von der durch den Brand entstandenen Schreckenszeit und der mildtätigen Hilfe seines Vorfahren, der trotz seiner Verbtheit ein rechter Vater seines Landes war, erzählen. Abends weist der König oft an den Fenstern seines Zimmers, um sich seinen ihm treu ergebenen Untertanen zu zeigen, die ihm begeistert jubeln. Am 30. Mai früh um 5 Uhr verläßt der König die Stadt und begibt sich mit dem Obersten v. Kösteritz auf den Gollenberg. Zwei Abgeordnete der Bürgerschaft, die bereits hier warteten, erklären dem König auf seine Erkundigungen die Gegend und zeigen ihm die Lage der Städte Kolberg und Rügenwalde und auch des Dorfes Jamund, dessen Bauern durch ihre eigenartige Tracht ebenfalls seine Aufmerksamkeit erregt haben. Ausdrücklich hebt der Chronist hervor, daß beide Bürger auf besonderen Befehl des Königs mit bedecktem Haupte stehen müssen, „um sich auf der lustigen Berghöhe nicht zu erlärten“. Es mag dies wohl nach dem damaligen Hofzeremoniell nicht zulässig gewesen sein. Aber Friedrich Wilhelm III. war ebenso wie seine Gemahlin ein Mensch, dem alles steife Zeremoniell zuwider war. Sie bedurften dieses Mittels nicht, um der Umwelt ihre Würde zu zeigen, sondern wirkten auf diese durch den natürlichen Adel ihrer Gesinnung und ihres Herzens.

Nach kurzer Unterhaltung verabschiedet sich der König von den Kösliner Herren, und bald ist sein Wagen den Blicken der Nachschauenden entschwunden.

Die Flurnamen von Buddemsdorf (Kr. Köslin).

Von Dr. F. E. Schulz-Köslin.

Das ehemalige Kösliner Rämmeredorf Buddemsdorf wird zuerst urkundlich 1313 als Buddemmersdorf erwähnt. Der Name besagt, daß es von einem Budemer bezw. Buddemer angelegt ist. Buddemer geht zurück auf althd. Bodomar.

Nachstehende Flurnamen verdanke ich der freundlichen Mitteilung des früheren langjährigen Gemeindevorstehers Herrn Heinrich Kunde. Die West- und Südwestgrenze bildet 1. der Quebbgroawe. Daran liegt zwischen diesem Graben und dem Dorf 2. der Quebbwisch und unmittelbar am Jamundsee östlich des Grabens 3. der Rotte (vielleicht die Stelle, wo der Flachs gerötet wurde). Südlich des Dorfes liegen 4. Waurthland und 5. Waurthwisch und südlich und südöstlich davon bis an die Grenze 6. der Butenacker. Vom Dorfe führt zunächst etwa parallel mit dem Ufer des Jamundsees, welcher die Nordgrenze bildet, in östlicher Richtung zum Pfarrdorfe Jamund 7. der Kirchstieg. An diesem liegt nicht allzu weit vom Dorfe entfernt 8. der Preisterwisch, so genannt, weil sie der Pfarre von Jamund gehört. Der Vorkprung in den Jamundsee zwischen Dorf

und Preisterwisch ist 9. der Durnbusch. Hier stand früher ein größerer Dornbusch, der den Fischern bei nebligem Wetter als Landmarke diente. Geht man den Kirchstieg in östlicher Richtung weiter, so kommt man zunächst an den 10. Bullerwischgroawe. An diesem liegt 11. der Bullerwisch. Weiterhin kommt 12. der Groot Speckgroawe und wieder etwas weiter 13. der Klein Speckgroawe. Die beiden letzten Gräben haben ihren Namen von Knüppeldämmen, die durch den sumpfigen Wiesenboden in der Nähe dieser Gräben führten. Derartige Knüppeldämme hießen früher Speck. Von Bullerwischgroawe ostwärts bis über den Groot Speckgroawe hinaus liegt nördlich des Kirchstiegs 14. der groot Trist. Daran anschließend über den kleinen Speckgroawe hinaus 15. der Seeheubinge (Seehtütung). Hinter dem kleinen Speckgroawe folgt nach Süden abgehend 16. der Maurstieg (Moorstieg). Beim Bullerwischgroawe geht zunächst nach Süden, nachher nach Südosten umbiegend ein Weg ab 17. der Bullstart (Bullenwisch). In seinem Bogen, südöstlich der Bullerwisch, liegt das 18. Vüttisch Maur (kleine Moor). Daran anschließend südlich der Seeheubinge 19. das Nester Maur, etwa südlich des kleinen Speckgrabens und des Maurstiegs von den 20. Fichte unterbrochen. Der Bullstart führt bis zu den Ausbauten 21. Boithorst (Buchenhorst) im südöstlichen Zipfel der Feldmark. Südlich hiervon liegt 22. der Puddemsketriff. Auf dieser trieb früher der gemeinschaftliche Hirte das Buddemsdorfer Vieh auf die Weide in den Buchwald, in welchem den Puddemsdorfer Wirten ein Hüterecht zustand. Die Wiesen nordwestlich des Boithorst heißen 23. Winchj, auch Winch und Winöth, vom Volksmund verhochdeutsch: Wineta. Diese letztere Bezeichnung findet sich auch in der Rezekarte von 1844 sowie in den Separationskarten des gleichen Jahres. Döstlich vom Boithorst fließt in etwa nördlicher Richtung in den Jamundsee 24. der Stadtgroawe. Westlich von diesem liegen am Seeufer 25. der Nijwisch (neue Wiese), südlich davon 26. der Rußwische (Ruß ist die Bezeichnung für minderwertiges Gras auf sauren Wiesen), westlich und südwestlich hiervon bis an das Nester Moor 27. der groote Fichte. Die Wiesen südöstlich hiervon heißen 28. das Paradies. Es ist ein viereckiges Stück zwischen Gräben. Döstlich der Winchj liegt 29. die Fuhrieje.

Die Ostgrenze bildet 30. der Kösliner Mühlengraben. Zwischen Stadtgraben und Mühlengraben liegt 31. der Puddemsketriff.

Nach der Separationskarte von 1844 sind nachzutragen, zunächst der Acker südlich des Dorfes 32. die Bergstücke, daran anschließend in östlicher Reihenfolge 33. die großen Stücke, 34. die kleinen Stücke, 35. die breiten Stücke, 36. die schmalen Stücke, 37. das Radeland. Westlich des Nester Moors liegen 38. die Brandfichten und südlich davon 39. das Torfmoor wohl zusammenfassend mit 19. Das Wiesenland westlich des Stadtgrabens bis zum Seeufer heißt 40. das Schollwerhagen.

Heimatbücherei.

Unser Pommernland, Monatschrift für das Kulturleben der Heimat. 11. Jahrg. Heft 7. Verlag Fischer u. Schmidt, Stettin. Preis vierteljährlich 3 Mark, Einzelheft 1 Mark.

Das prächtig mit Bildern von Th. Schütze-Jasmer geschmückte neueste Heft ist hauptsächlich der langgestreckten vorpommerschen Halbinsel, dem Darß, gewidmet und bringt hierzu beachtenswerte Aufsätze von Prof. Haas, Volksagen vom Darß und Zingst, E. Holzfuß, aus der Pflanzenwelt des Darß, P. Robien, die Vogelwelt des Darß, F. von Sudow, Winterliche Reisebilder vom Darß und Zingst, M. Gölzow, Pastor Dankwarth, der Lehrer E. M. Arndts und manches andere. Wir Pommern können uns freuen, daß uns der Verlag diese schöne Monatschrift bietet, und sollten ihm dankbar dafür sein, indem wir für möglichst weite Verbreitung der Schrift sorgen. E.